

glotzi Verlag



Ernst Erich Noth

Die Miets- kaserne

Roman



2021

Raversbeuren im Hunsrück

Editorische Notiz

Der Text der vorliegenden Neuauflage folgt der Erstausgabe von 1931. Die alte Rechtschreibung wurde unverändert beibehalten. Der Drucksatz der Erstausgabe wurde durch eine neue Gliederung der Absätze heutigen Lesegewohnheiten angepasst. Im Sinne eines besseren Leseflusses erfolgte ebenfalls die Streichung zahlreicher Gedankenstriche, wo es notwendig erschien. Worttrennungen erfolgen gemäß Rechtschreibreform von 2007.

Der Roman „Die Mietskaserne“ ist erstmals 1931 mit dem Untertitel ‚Roman junger Menschen‘ im Societäts-Verlag, Frankfurt am Main, erschienen.

1982 erfolgte eine Neuauflage im Verlag Huber, Frauenfeld/Stuttgart sowie 1984 eine Taschenbuchausgabe bei Ullstein, Frankfurt, Berlin, Wien.

Motto dieser Ausgaben:

„Sie sperren Sonne ab und Mond,
die still vorübergehn,
sie sperren ihre Höllen ab,
weil Dinge dort geschehn,
die Gottes Sohn und Menschen Sohn
nur einmal sollten sehn.“

Aus der „Zuchthausballade“ von Oscar Wilde

„Ein guter Mensch sein! Ja, wer wär's nicht gern!
Doch leider sind auf diesem Sterne eben
die Mittel kärglich und die Menschen roh.
Wer möchte nicht in Fried' und Eintracht leben?
Doch die Verhältnisse — sie sind nicht so!“

Aus der „Dreigroschenoper“

2003 publizierte der glotzi Verlag, Frankfurt am Main, eine Neuauflage mit Nachwort.

Motto dieser Ausgabe:

„In dem ‚Werther‘ sah man nur die Bearbeitung einer wahren Geschichte, die des jungen Jerusalem, eines Jünglings, der sich aus Liebe totgeschossen, und dadurch in jener windstillen Zeit einen sehr starken Lärm gemacht ...“

Heinrich Heine, Die Romantische Schule

„Diese Mietskaserne war die Hauptperson meines Erstlingsromans, der ihren Namen trägt. ... Mein Buch hat es nicht gut mit ihr gemeint: Es wollte sie abreißen. Sie steht noch immer ...“

Ernst Erich Noth, Erinnerungen eines Deutschen

Vorwort

Nicht das erinnerungs- und wirkungsmächtige vor 100 Jahren — vor einem Jahrhundert — scheidet die Erstausgabe von Ernst Erich Noths „Die Mietskaserne“ von unserer Neuauflage, nur 90 Jahre trennt die Neuauflage von der Erstausgabe und seit damals lebt die vierte Generation Junger Menschen auch wieder in schwankenden Zeitläuften und der Roman scheint ihnen zuzurufen zu wollen: „Es geht dem Anfang zu.“

So endet Noths Roman „Die Mietskaserne“, dessen Protagonisten in Stil und Manier in ihrer Zeit, geschichtlich und gesellschaftlich agieren, und öffnet eine Perspektive in jede Zukunft, die auch dem inzwischen historisch alt gewordenen Roman jugendliche Frische verleiht, weil nach jedem Ende ein Anfang sein kann und sein muss.

Auch für unsere Zeit — besonders für junge Menschen — mit der Covid-19 Pandemie wird es am Ende „ein dem Anfang entgegen“ geben. Allen denjenigen, die Trost und Mut suchen, ist diese Neuauflage von Ernst Erich Noths „Die Mietskaserne“ aus dem Jahr 1931 gewidmet.

Claudia Noth
15. Januar 2021

Der Marinemaat Krause fährt von Wilhelmshaven nach Berlin. Verärgert sitzt er auf seiner Kiste, wütend auf den überfüllten, kaum erleuchteten Zug, sein unregelmäßiges Rattern und Ruckeln, mitgenommen vom harten Dienst auf dem „Kasten“, dessen ewige Patrouillenfahrten bös an den Nerven rissen. Überhaupt — die ganze Geschichte — was geht ihn denn das alles an, er will keinen Krieg, jetzt sitzt man in der Bescherung. In Berlin, bei seinen Schwiegereltern, liegt seine Frau — mit ganz kleiner Zärtlichkeit denkt er: „Lieschen —“, vor zwei Tagen hat sie einen Jungen geboren — das dritte Kind von ihm. Er ist nicht glücklich darüber. Wäre nicht die stürmische Wiedersehensfreude bei seinem ersten kurzen Urlaub gewesen, die Gier nach seiner Frau — es wäre verd — nicht so passiert. Noch ein Esser mehr. Er hat nun einmal kein Geld, und vom Schwiegervater dauernd sich vorrechnen lassen — ärgerlich zertritt Krause den Zigarettenstummel. — Dann ist da auch noch Albert, sieben Jahre ist der Junge jetzt wohl — natürlich Großvaters Liebling, und dabei ist er nicht von mir, ist von dem — dem Lumpen, der Lieschen damals hat aufsitzen lassen. Natürlich hat man dem Jungen seinen Namen gegeben, man wird ihn nichts merken lassen — Lieschen ist doch sein gutes Weib. Fünf Tage Urlaub, mal sehen, wie es mit einer Wohnung klappt, einer eigenen Wohnung — verlieren sich seine Gedanken im Rat-tat-tat des Zuges —.

„Nu, Hein, ook mol een büschen up Urlaub föhrn?“ stößt ihn plötzlich einer an. Karl Lammers, strammster Trinker, bester Zotenreißer auf Schiff, hält ihm breit lachend die Zigaretten hin. „Ick föhr tau min Meechen, du Schietkorl. Din Olsch hett wat Lüttes krägen? Na, gratolier man ook!“

Krause nimmt eine Zigarette, raucht, ist froh, daß der frische Lammers da ist. „Du, da gaht wi woll gliks een supen in Berlin, gewt man bloß dat oll Kriegsbier, awer ick weit di noch wo een gauden lütten Köhm.“

Der Morgen bricht in den Zug, draußen sieht man Bauersfrauen schon bei der Arbeit, in erdbrauner Kleidung ackern gefangene Russen zwischen ihnen, winken lustig zum fahrenden Zug.

„Hier draußen gibt's noch gut zu essen“, meint Krause. „In der Stadt, zu Hause — meine Frau wird jetzt nicht genug haben, wo sie noch das Kind hat.“ Er zittert, möchte losbrüllen. „Das bißchen Milch, den Kohlrübenfraß, Mann —!“ Er sieht sich um, weiß, daß er nichts sagen darf. Krieg, er in Uniform, Ausnahmegesetze. Man muß still sein. Zu Hause — dieser Schwiegervater, Vorhaltungen macht er einem, „Guttaten erweist er“ — bitter lächelt der Matrose — sparen hätte man sollen, Geld sammeln wie er, fürs Alter —. Grimmig wird sein Lächeln. „Was weiß der Alte vom Künstlerleben? Ich bin Musiker. Hatte einen Namen. War gesucht. Gerade ging es gut, da: dieser Krieg. Auch schon vorher — die Heirat: zu früh; die Kinder: erst Anna, dann Heinz, der starb uns vor drei Jahren, nun: der ganz Kleine. Wie wird er wohl aussehen? Ob er nicht etwa —.“ Jäh treibt ihm Verdacht Blut in die Wangen. Wem kann man noch trauen? Was erzählt mancher Kamerad auf Schiff von seiner Frau? Wie die zu Hause mit grünen Jüngerchen —. Er drängt sich zum Fenster, stößt robust Menschen zur Seite. Kühl streicht Luft die übernächtigtigen Schläfen. Nur einmal schlafen, ganz lange, von dem ganzen Kram nichts mehr wissen.

Die Stadt kommt. Laubenkolonien, Fabrikschlote. Fahl beleuchtet die weiten Fabriksäle. Frauen stehen an Maschinen. Granaten drehen, Granaten. Es ist der zweite Kriegssommer. „Wie viele noch?“ denkt Heinrich Krause müde.

Die beiden Männer schieben sich durch die Sperre. Mattes Licht fällt durch die Scheiben des glasüberdachten Bahnhofs. Wenig Betrieb am Morgen. Krause fröstelt, Lammers redet laut und lustig auf ihn ein, nach kurzem Weg zieht er ihn ein paar Stufen mit herab, in ein Kellerlokal. Dreimaliges Klopfen, ein verschlafenes Mädchen in schlampiger Nachjacke öffnet, schreit vor Freude plötzlich:

„Karl! Nu kommt man rein, mach jleich wat zurecht.“

Schwer lassen sich die Männer auf der Holzbank nieder. Von der kleinen Theke riecht es dumpf und säuerlich nach verschüttetem Alkohol. Das Mädchen bringt Kaffee, aus schlechtem Zichorienzeug bereitet. Aber die Brühe ist warm und dampft lockend. Graues Kriegsbrot dazu.

„Nu, Frieda, Meechen, wo geiht di dat? Wat sechst nu, dat din Korl nach Berlin führt is?“ Sie gleitet auf seinen Schoß, küßt ihn stürmisch. Krause rückt unbehaglich hin und her. „Dat is Hein Kruse, von uns' Schip“, sagt Karl. „Sin Frau hett wat Lüttes krägen, dorup wult wi een supen.“

Frieda bringt Gläser, verschwindet im Zimmer, kommt bedeutungsvoll lächelnd zurück, hält triumphierend eine Flasche Kognak hoch: „Die spendier ick, Friedensware!“ Sie gießt ein, sie trinken.

Krause schiebt zuerst sein Glas wieder hin, er weiß schon immer einen guten Tropfen zu schätzen, und gerade heut' ist ihm Alkohol einfach nötig. Es ist so früh, seine Bahn fährt doch noch nicht, sein Schwiegervater wohnt in einem südlichen Vorort — er hat noch Zeit. „Warum eilt es mir gar nicht, nach Hause zu kommen?“ denkt er. „Zu Hause, schönes Zuhause!“ Er trinkt. „Fräulein Frieda, ein guter Tropfen!“

„Wills meenen! — Na, wat habt ihr denn für Heldentaten hinter euch?“ fragt sie weiter.

Lammers winkt ab. „Küstenwache, Patrouillenfahrten, verstehst dor nix von, lütt Deern — in söß Dagen geiht dat Schiet wedder an.“

Die Flasche leert sich. Noch schlaftrunken kommt Friedas

Vater aus dem Zimmer. Ein Sechzigjähriger, er braucht nicht mehr hinaus. Er spricht nicht viel, trinkt desto mehr.

Krause trinkt mit Gier weiter. Vergessen, vergessen — zu Hause liegt Lieschen, jammern die Kinder, nörgelt der Schwiegervater. Verdammt, ich bin ein Mann, Soldat, Unteroffizier, werde es dem zeigen! „Gibt’s noch ’ne Flasche?“

„Was wollen Sie anlegen?“ fragt verschmitzt der Wirt zurück.

„Bring man schon, Mensch“, haut ihm Krause auf die Schulter.

Die neue Flasche steht da, Krause gießt immer wieder ein, sich und den anderen. Frieda mag nicht mehr, verschwindet mit Lammers im Hinterzimmer.

„Wie lange geht die Geschichte noch weiter, Herr Krause, können Sie da was sagen? Mein Sohn is jleich 14 jefallen, in Belgien. War ein strammer Junge. Jetzt hab ick zu nischt mehr Lust.“

„Wie lange noch? Was weiß ich? Kann mir gar nicht vorstellen, wie’s weiter geht. Jetzt komm ich zum zweiten Mal nach Hause, zu meiner Frau, zu den Kindern. Denken Sie, das ist ein Spaß, dann immer wieder gleich fortzumüssen? Alles ist Mist. Krieg, Krieg, Hunger und Sorgen. Prost!“ — „Ich muß nach Hause, zu Lieschen“, denkt er zwischendurch.

Noch ist die Flasche nicht leer. Er bleibt. Lammers und Frieda kommen wieder, schnell schwindet jetzt der Rest. Man will Krause weiter halten, noch eine Flasche — —.

Er rafft sich auf, bezahlt — viel Geld, nahezu alles, was er gestern beim Konzert im Offizierskaffee nebenher verdiente. Er wollte es seiner Frau mitbringen, ihr eine Freude machen. Er kauft noch ein paar Würstchen, die der Wirt ihm anbietet, „reine Ware vom Land“. Die nimmt er mit.

Heller Vormittag ist es. Er torkelt ein wenig, wirr seine Gedanken. An der Haltestelle ein paar vergrämte Frauen, verwundete Feldgraue. Mietskasernen stehen hoch und grau da. Die Bahn kommt. Schwankend steigt er ein. „Schämen

Sie sich was“, sagt die Schaffnerin, die ihm das Billett gibt. Auch ihr Mann hat getrunken. Jetzt ist er gefallen, zu Hause hat sie drei schulpflichtige Kinder. Krause starrt die Frau an. „So, die Frauen — sie machen hier nun alles, was wir früher taten. Lieschen hat bis vor kurzem auch gearbeitet, in einer Munitionsfabrik. Ich werde das nicht mehr dulden, werde schon Rat und Geld schaffen —“, denkt er alkoholooptimistisch.

Er ist angelangt, klingelt. Der Schwiegervater öffnet ihm, ein dreiundsechzigjähriger Mann, noch stattliche Gestalt, rötlicher Schnurrbart im faltenzerknitterten Gesicht. Vor einem Jahr starb ihm die zweite Frau. Obwohl die Tochter mit ihren Kindern da ist, fühlt er sich vereinsamt. — Die Männer mustern sich, Krause hält dem Alten die Hand hin. Der nimmt sie flüchtig, zieht ihn herein, riecht den Fuseldunst.

„Betrunken also! Schöner Vater!“

„Du!“ zischt drohend der Matrose.

„Du bist in meinem Haus! — Lieschen schläft, sie ist sehr schwach.“

In der Küche sitzen Anna und Albert. Das Mädchen springt dem Vater freudig entgegen, er zieht sie an sich: „Min Deern!“ Wenn er rührselig betrunken ist, spricht er immer platt. Albert gibt ihm ängstlich, mit Überwindung die Hand. Er fürchtet sich vor dem Mann, den er erst zweimal sah, der ihm böse forschende Blicke gibt. Heute ist er freundlich, streicht ihm übers Haar: „Wer bin ich denn?“

„Papa!“ sagt gezwungen der Junge. Den Großvater nennt er Vater, den liebt er.

Anna freut sich: „Hast du was mitgebracht?“

Krause fährt zusammen, die Gedanken werden klarer. „Heute abend, mein Kind.“ Er hat kaum noch Geld, was kann man jetzt auch kaufen?

Der Alte steht finster am Tisch, hantiert mit Topf und Teller. „Du hast Hunger, isß was!“ Er füllt ihm ein Kohlrübengericht auf. „Und dann schlaf deinen Rausch aus!“

Der Essende fährt hoch, beherrscht sich mühsam.

Aus dem Nebenzimmer kommt Wimmern, dazwischen die schwache Stimme der Frau „pst, pst, pst“.

Krause stürzt herüber, zum Bett: „Lieschen!“ Sie sieht ihn groß an, freudiger Schreck steht in ihren Augen. Sorgsam schützend hält sie die Hand vor das Kleine, als der Mann sich über sie beugt, sie küßt. Da riecht sie den Alkohol, wendet sich schmerzlich weg.

„Lieschen —?“

„Ja, ja“, sieht sie ihn traurig wieder an. „Guck!“ Sie zeigt ihm das hilflose Etwas, das quäkend im Kissen liegt.

„Noch einer, noch einer“, murmelt er. Dann aber: „Er hat ja meine Augen, meinen Mund. — Paß auf, bald ist der Krieg vorbei, wir suchen jetzt noch eine Wohnung, dann komme ich wieder, verdiene viel Geld, alles wird gut, min Deern!“

Resigniert und ungläubig lächelt die Wöchnerin. Der Alte steht an der Tür, winkt den Schwiegersohn heraus: „Laß sie allein, sie soll sich schonen.“

Feindlich treffen sich ihre Blicke.

Am nächsten Tag sitzen sie im Schlafzimmer. Frau Krause liegt im Bett, immer noch sehr schwach. Ihr Gesicht leuchtet aus den Kissen, der Kleine ist still, die anderen beiden in der Küche. Sie denkt an Heinz, den dunklen Lockenkopf, der zweijährig starb. Nun hat sie Ersatz. Zärtlich nehmen ihre Hände den Kleinen hoch, sie hebt ihn an die Brust. Gott sei Dank, für ihn ist jetzt wenigstens noch Nahrung da.

„Das letzte Geld, das du kriegst“, sagt der Alte zu Krause. „Es reicht zur Miete für die ersten Monate. Brauchst ausgerechnet jetzt eine neue Wohnung, wo du fort bist — Lieschen und die Kinder können vorläufig doch bei mir bleiben. Der Albert bleibt sowieso da.“

„Albert kommt mit uns!“ entscheidet Krause energisch.

„Bleibt bei mir!“ der Alte. „Sechs Jahre konnte ich ihn großziehen, nun packt dich der Übermut, bei diesen Zeiten, jetzt

willst du ihn fortnehmen.“ Bittender wird sein Ton: „Laß ihn hier, ich bin ein alter Mann.“

„Ich lasse mir nicht von dir die Liebe meiner Kinder rauben“, knirscht der Schwiegersohn, „der Junge kommt mit mir!“

Heftig streiten sie, leidend und hilflos hört die Frau zu. Krause stürmt hinaus, zur Küche, schleppt Albert herein, der sich zappelnd sträubt, ängstlich die Wut des Aufgebrachten spürt. „Mit wem gehst du? Mit mir oder dem Alten?“ schreit der Erregte und schüttelt den Jungen. Der zittert. „Also mit mir, ich will dich deinen Vater lieben lehren!“ setzt Krause das Kind schmerzhaft vor die Tür. Die Frau im Bett stöhnt. „Heinz“, ruft sie klagend ihrem Mann zu, der hört nicht, steht, Fäuste geballt, vor seinem Schwiegervater.

„Also so einer bist du“, betrachtet ihn der Alte von oben bis unten, „willst dich an mir altem Mann vergreifen. Schlimm genug, daß du deine Frau schlägst — jawohl, du schlägst sie!“ ruft er ihm bebend zu. „Für dich ist kein Platz mehr bei mir, da — die Tür.“

„Ich bleibe bei meiner Frau —“

Albert hockt zitternd im Korridorwinkel. Er hört drinnen die Männer schreien, die Mutter weinen, den kleinen Bruder erbärmlich quäken. Anna steht neugierig vor ihm. Er schlägt nach ihr, sie stürzt heulend in die Küche. Er kann sie nicht leiden, die so an dem tobenden Manne hängt, den er Papa nennen soll.

Krause hat eine Wohnung gefunden, in einer Mietskaserne, nur ein paar Schritt vom Haus, in dem der Schwiegervater wohnt. Einige Möbel waren schon da, der Alte rückt noch ein paar Stühle, einen Tisch heraus. Lammers kommt zum Umzug helfen, ein wenig betrunken, breit lachend, spielend schleppt er Möbelstücke auf den Karren. Zwischendurch stärken sich die Männer in der Kneipe des Eckhauses. Albert muß beim Karren bleiben, aufpassen. Der ist übervoll beladen, ein Stuhl stürzt herab und bricht entzwei. Furchtsam

zitternd steht der Junge davor, einige Kinder aus der Mietskaserne, die jetzt seine Heimat werden soll, um ihn herum. Krause kommt um die Ecke. Lammers torkelt hinter ihm her. Der Mann sieht den zerbrochenen Stuhl, rast auf Albert zu, schlägt ihn, daß das Blut aus Mund und Nase stürzt, ängstlich ziehen sich die anderen Kinder vor dem Wütenden zurück. Die Männer beladen sich mit den Möbeln, schleppen sie hinauf.

Ihr Verschwinden macht die Kinder dreister. „Mensch, den hat er aber richtig zugedeckt“, meint der zwölfjährige Karl Lehmann, stimmt einen Spottvers an auf den weinenden blutenden Albert. „Krause hat Lause —“, singt schadenfroh der Chorus mit.

Vater Krause steht schon wieder in der Tür, hört das mit an, gibt dem Karl Lehmann eine mächtige Ohrfeige, heulend läuft der zu seiner Mutter hinauf, die andern stieben um die Ecke. Vom Fenster keift Frau Lehmann herunter: „Warten Sie, Sie Kujon, wenn mein Alter zurückkommt, ick wer Ihnen helfen, mein Kind schlagen. Wir werden uns mal Ihren vornehmen!“

„Fassen Sie ihn an, Sie Schlampe!“ droht Krause nach oben.

Breit lachend hält Lammers sich die Schenkel. „Oll Kutt!“ ruft er der Frau zu, mit nicht mißzuverstehender Handbewegung.

Der Urlaub ist um, die Wohnung notdürftig eingerichtet, in den nächsten Wochen soll Frau Krause mit ihren Kindern einziehen. Noch immer liegt sie, die Geburt hat sie sehr mitgenommen. Ihr Mann sitzt bei ihr am Bett, fertig zur Abreise. „Ich kann ja in Wilhelmshaven mit Musik ein bißchen Geld nebenher verdienen. Dann hast du die Kriegerfrauenunterstützung, und — und ...“

„Ja, ich werde wieder in der Fabrik arbeiten, Granaten drehen“, sagt leise die Frau.

„Geht ja wohl nicht anders“, meint tonlos der Matrose. Er sieht sie matt und weiß im Bett liegen, die kleine, zarte Frau,

deren Hilflosigkeit ihn immer wieder rührt. Er meint es nie schlecht mit ihr, wenn seine Nerven auch mal mit ihm durchgehen, er hat sie doch lieb. Wie hat er schon gegen sich gewütet, daß er trinkt, sie manchmal schlägt —. „Und der Albert geht mit dir, bleibt jetzt bei uns. Tagsüber hat er ja Schule —.“

„Und der Kleine? Ich kann doch noch nicht aus dem Haus.“

„Vorläufig muß es eben so gehen, später muß dann Albert auf ihn achten, tagsüber vielleicht die Nachbarin. Was wollen wir tun? Und daß du nur vom Alten kein Geld nimmst! — Ich gehe jetzt, komme ja bald wieder —.“

Die Frau weint still. Immer bringt ihn ihr Weinen aus der Fassung, auch diesmal. Er küßt sie, so zart er kann, auf Stirn und Haar. „Also — tschüß!“ Draußen ist er.

Der Alte sitzt in der Küche, schenkt ihm einen bösen Blick und zögernden Händedruck. „Es bleiben so viele draußen —“, denkt er.

Die Tränen der Frau treffen warm das Gesicht des Kleinen, der durch ungewohnten salzigen Geschmack auf der Lippe erwacht.

Ein halbes Jahr ist man jetzt hier im Mietshaus eingerichtet und eingelebt. Winter ist's, böser Kriegswinter. Lebensmittel und Heizstoff rationiert, knapp, selbst das notdürftig Zugemessene kaum zu bezahlen. Die Kinder frieren. Mit übermüdeten, umränderten Augen sitzt Frau Krause in der kalten Küche, näht immer wieder die arg zerrissenen Kleidungsstücke von Albert und Anna zusammen, überlegt, wie der Kinder Hunger zu stillen. Es gibt ja nichts, das vorhält, und selbst das Karge ist zuwenig. Manchmal schickt ihr Mann ein wenig Geld, manchmal auch — dann ist Festtag — Reisebrotmarken, die er „hintenherum“ irgendwo erstand. Sie geht schon wieder zur Fabrik, jetzt gerade hat sie Nachtschicht. Sie ist zwar an die anstrengende, monotone Arbeit gewohnt, ist aber viel zu schwach und zart, sie weiß, daß sie

es nicht mehr lange durchhalten wird. Eisernes Muß hält sie immer noch hoch. Geld ist nötig, bitter nötig. — Vor ihr spielt Anna am Herd, mit einer zerbeulten Puppe. Für Weihnachten hat sie sich eine neue gewünscht. Tränen kommen der Frau, wenn sie daran denkt, daß dies einer der vielen kleinen Wünsche ist, die sie den Kindern nicht erfüllen kann. Der kleine Gerhard schläft. Er ist bis jetzt gesund geblieben, Gott sei Dank, und entwickelt sich weiter. Albert ist in der Schule. Der Junge lernt gut, macht überhaupt Freude. Wenn man ihm Möglichkeiten geben könnte, weiterzukommen. Sie hängt sehr an ihm, an seinen Vater denkt sie ohne Groll. Er war ein starker, blonder Mann, Hilfslehrer im Dorf, aus dem ihr Vater in die Stadt kam. Als Achtzehnjährige besuchte sie ihren Onkel, der den Hof bewirtschaftete, aus dem ihr Vater als zweiter Sohn weichen mußte. Mai war's, und sie berauscht von der Freiheit, den Wäldern, dem Werben des schönen Mannes, der so klug redete. Oben am Waldhang, wo man unter sich friedlich das Dorf liegen sieht, geschah es, als die Abendglocken den heimkehrenden Ackerwagen das Ruhezeichen klangen. Sie hat den Mann sehr lieb gehabt. Nachher wurde es bös, zu Hause, als sie ihr Kind unter dem Herzen trug, sich der Stiefmutter anvertrauen mußte. Furchtbare Szenen gab es, der Vater, von strengen christlichen Ehrbegriffen, wollte sie aus dem Hause weisen — als er dann aber das Kind sah, faßte er eine seltsame Neigung zu dem hilflosen Geschöpf, verzieh um seinetwillen der Tochter. — Nach einem Jahr lernte sie Krause kennen, der als Kapellmeister in einem größeren Café spielte. Der hübsche schwarzhaarige Geiger verliebte sich in das stille blonde Mädchen, dessen verehrende Blicke ihm nicht entgingen. Gegen den Willen beider Eltern heirateten sie nach vier Wochen, reisten dann bis Kriegsausbruch viel herum, immer dahin, wo gerade ein Engagement den Musiker beschäftigte. Albert blieb bei den Großeltern, nach zweijähriger Ehe kam Anna zur Welt, dann Heinz, der ein schöner schwarzlockiger

Junge wurde und nach zwei Jahren der Mutter im Arm starb. Nach seinem Tode wußte sie auch, daß ihre Ehe unglücklich sein würde. Ihr Mann trank, unterlag immer wieder den Versuchungen, die dem hübschen Mann von genußfrohen jungen Mädchen und den Künstler verehrenden älteren Damen gestellt wurden. Angetrunken und ermattet vom Liebesgeplänkel mit der jeweiligen Favoritin kam der Mann oft morgens in die möblierte Wohnung, wo eine weinende blonde Frau ihr Kind zitternd hin und her wiegte. Auf ihre ersten Vorhaltungen folgten die ersten Schläge. Das tötete viel in ihr, die weiter beim Manne aushielt, der Kinder wegen. Und im Grunde hing sie doch noch an ihm, der in phantastischen Plänen eine lichtere Zukunft der oft wieder gläubig luschenden Frau schilderte, seinen größentrunkenen Wunschträumen ausgeliefert, denen ihre rege Phantasie sich nicht verschließen konnte. Jetzt, wo er draußen zur See fuhr, Krieg war, sie ein neues Kind miteinander hatten, dachte sie überhaupt wieder mit mehr, mit viel Zärtlichkeit an ihn, für dessen Schwächen ihr gütiges Herz immer wieder Entschuldigungen fand.

Es klingelt. Der zur Genüge bekannte Herr vom Amt steht draußen, mit Aktentasche, peinlich schwarzem Anzug. Er ist ein langaufgeschossener Mensch, verschlagen listige Augen funkeln hinter der Brille. Er tritt ein.

„Sie haben Erhöhung der Unterstützung beantragt.“ Hin und her wiegt er den Kopf, scheinbar absichtslos streifen seine Hände die Arme der Frau.

„Lassen Sie das“, schlägt die ihm die Hände hinunter. Unbehaglich wischt sie ihre an der Schürze ab, mit Ekel spürt sie Geilheit aus den dicken wulstigen Knöcheln strömen. Es ist ein mächtiger Mann, der vor ihr steht, von seiner Meinung hängt Wohl und Wehe, Nahrung und Heizung für manche Kriegerfrau ab.

„Na —“, fragt der Mann verwundert und scharf zurück. Soviel spontaner Widerstand wurde ihm noch nie. Lüstern

sieht er auf den wogenden Busen der Frau — das wäre etwas. „Ja, da könnte man vielleicht einiges erreichen auf Ihren Antrag“, fährt er zögernd fort, „vielleicht“ — jetzt greift er derber zu.

„Nehmen Sie Ihre Finger fort, Sie —!“

„Na ja, na ja“, murmelt er böse, fährt dann sachlich fort, „eigentlich glaube ich kaum, daß Ihr Antrag Erfolg haben wird, da wird schwer etwas zu machen sein.“ Mit bedauern-dem Blick, der mehr der entgangenen Gelegenheit als der amtlich vorgeschriebenen Anteilnahme gilt, geht er.

Die Frau geleitet ihn nicht zur Tür, starr sieht sie ihm nach. Die wenigen Männer, mit denen sie zu tun hat, glauben jetzt, sich alles herausnehmen zu können.

Frau Müller von nebenan klopft, schaut neugierig und lüstern die Nachbarin an: „War er auch bei Ihnen? Blieb ja gar nicht lange! Dieser Lüstling, dieser Drückeberger — lassen Sie mal unsere Männer nach Hause kommen. Ich will ja nichts sagen, habe ja mein Geld gekriegt, aber —“ Sie hat eine dralle, ganz hübsche Tochter.

Albert kommt aus der Schule, hängt den Ranzen sorgsam auf. Auf dem Tisch dampft die Graupensuppe, Mutter, Sohn und Tochter löffeln hungrig die Teller aus. Bläuliche, erfrorene Kartoffeln, die unangenehm süß schmecken, schwimmen im Gericht herum.

„Wie geht's in der Schule?“

„Wir kriegten die Niederschriften zurück, ich habe wieder null Fehler.“

Die Mutter streicht dem Jungen übers Haar: „Aus dir wird noch etwas, mein Junge.“

Albert fühlt dankbar Liebe und Vertrauen. Er ist schnell mit dem Essen fertig. „Darf ich gleich etwas lesen? Ich habe ein schönes Buch.“

Bücher sind seine Welt, er liest alles, was ihm unter die Finger kommt: Märchen, Sagen, das Schullesebuch kennt er

auswendig, auch liest er schon jene bunten Heftchen, die in der Klasse kursieren: „Jürgen Peters, der Schiffsjunge“, „Der Lederstrumpf“, „Abenteurer- und Indianergeschichten“. Erwartungsvoll glühen die Augen aus seinem Gesicht.

Schmerzlich schüttelt die Mutter den Kopf: „Du mußt dich gleich nach Sirup anstellen.“

Großer Verzicht für den Jungen, er gehorcht aber, nimmt Topf, Geld und Karten, zieht den zerschlissenen, fadenscheinigen Überzieher an, läßt sich die warme Wollmütze von der Mutter sorglich überstreifen und geht. Er wird jetzt mindestens drei Stunden warten und frieren müssen. So geht es fast jeden Tag. Die Schwester hat es besser — aber ab Ostern muß auch sie zur Schule — er gönnt es ihr.

Trostlos lang für den Jungen steht vor dem Geschäft schon die „Schlange“. Blasse Frauen, die ihr arbeits- und sorgenbleiches Gesicht in Wollmützen und Umschlagetücher verbergen, alte Männer, die geduldig auf Abfertigung und einen verlassenen Tod warten, sehr viel Kinder dazwischen, die zwei Kriegsjahre gelehrt haben, daß ihr Leben aus vormittäglichem Schulbesuch und langem Anstellen nach Lebensmitteln am Nachmittag besteht, aus hungrigen Abenden und ängstlichen Träumen im kalten Bett, das sie mit ihren Geschwistern teilen. Albert versucht zu lesen — es ist zu kalt, rasch stecken seine frostklammen Finger das Heftchen wieder in die Tasche. Er tut wie die anderen: preßt sich eng an die Nachbarn im Gewühl, tritt hin und her auf den Holzschuhen, deren klappernder Rhythmus den Wartenden einen unheimlichen Takt schlägt. Er ist zu schwach und zu schüchtern, um wie die gleichaltrigen und älteren Kinder Gelegenheiten zu erspähen und zu nutzen, sich vorzudrängen; robust wird er immer wieder aus seiner Reihe geschoben, von kräftigeren Jungen oder Frauen, die ihm bedeuten: „Du hast ja junge Beine, kannst warten, Kleiner, wir haben keine Zeit.“ Nach vierstündigem frierenden Warten hat er

endlich seine karge Ration im Topf, halb erstarrt bringt er sie nach Hause. Im verschmierten Hausaufgang, in dem trübe Gasflammen spärlich flackern, kostet er, schleckt mit Behagen zwei, drei Finger voll.

Die Mutter wartet schon ungeduldig, sie muß zur Fabrik, zur Nachtschicht. „Hat’s lange gedauert? Oh, und kalt bist du!“ Sie reibt ihm die Hände. „Du sollst doch nicht naschen, es reicht doch sowieso nicht für uns“, blickt sie vorwurfsvoll auf die sirupverklebten Finger des Jungen. „Ich muß gleich fort, Gerhard schläft schon, Anna soll auch gleich ins Bett, und du mach gut deine Schularbeiten. Seid mir brav!“ Sie geht, jetzt schon müde, verzweifelt über eine Arbeit, die Qual, immer nur Qual ist.

Albert macht sich an seine Schulaufgaben. Anna turnt auf Stühlen und Tischen herum, lärmt und kreischt. Sie will nicht ins Bett. Wütend bemerkt Albert, daß sie von den beiden Margarineschnitten, die die Mutter ihnen zum Abendessen richtete, die seine angebissen hat. Er schickt die Schwester mit einem derben Puff ins Bett. Sie zappelt, sträubt sich. Lange gellt ihr Heulen durch die Wohnung. Endlich schläft sie ein. Albert hat seine Hefte vor sich, hat noch viel zu erledigen, was da so alles ist: vier Aufgaben rechnen, einen Abschnitt aus dem Lesebuch abschreiben, betitelt: „Von der Leutseligkeit unserer Landesväter“ — und so schreibt er denn: „Als Kaiser Wilhelm auf einem seiner Spaziergänge einen Bettler sah —“, Auswendiglernen von zwei Strophen eines Kirchenliedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, das geht schnell, Albert lernt sehr rasch auswendig. Die Augen schmerzen ihm, die Petroleumlampe gibt nur spärliches Licht, außerdem haßt er ihren eklen Geruch, der sich der Küche intensiv mitgeteilt hat. Dazu friert er. Dann die Angst: vor dem großen Haus, der Wohnung, in der er mit den Geschwistern allein schläft, er allein allen Widerwärtigkeiten ausgesetzt ist, von denen ihm seine bunten Heftchen eindrucksvoll berichten.

Er packt die Bücher zusammen, zieht sich aus, löscht das Licht und geht ins Bett. Die Schwester hat sich darin breitgemacht, er drückt sie weiter an die Wand, ruhig schläft das Mädchen. Sie haben nur drei Betten, in einem schläft der kleine Gerhard, das eine ist für die Mutter — Vater ist ja nie da — und im Korridor ist ein altes Feldbett aufgestellt, in dessen Benutzung sich Anna und Albert noch vorläufig teilen.

Der Junge kann noch nicht einschlafen, Angst würgt ihm an der Kehle. Wenn er Schritte auf der Treppe hört, zuckt er zusammen — es könnten Räuber sein, die in die Wohnung eindringen wollen; jedes Knacken in Wand und Möbeln jagt ihm Angstschweiß über den Körper — er ist so allein in diesen Nächten, fast nie ist die Mutter da, und die Geschwister noch hilfloser als er. Er sehnt sich nach den behüteten Tagen beim Großvater. Manchmal geht er noch zu dem alten Mann hinüber, der sitzt dann vergrämt am Tisch, hat Bleistift und Papier vor sich, rechnet — „soll man denn alles in Kriegsanleihe —“, murmelt er immer. Zu Albert ist er gut, ihn hat er am liebsten. Er erzählt dem Jungen, daß sein Vater kein guter Mensch sei, auch die Tochter hat er aufgegeben. „Ich werde bald sterben, mein Jüngelchen, du kriegst dann alles. Bist noch meine einzige Freude.“ Albert denkt viel an den Alten, der ihm auch immer etwas zu essen gibt, das er sich selbst absparte. Nun aber hier, in der Wohnung, die schreckliche Angst, der kommende Morgen, der Traum —. Alle Spukgestalten aus seinen Büchern drehen sich vor ihm, schleichen aus den Ecken hervor und unheimlich auf ihn zu — mit entsetzt aufgerissenen Augen liegt er da. Angstvoll aufgelockert erwartet er ein dunkles Schicksal und schläft hinüber in einen Traum, der die Gräßlichkeiten des Wachens übersteigert auf ihn losläßt.

Es ist in diesen Kriegsjahren eine eigene Sache um die Mietskaserne, in der Krauses wohnen. Das große Haus, mit